

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 50. — Sonntag (3. Advent), den 13. Dezember 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Unsere erzgebirgischen Schnitzereien

stehen um die Weihnachtszeit im Mittelpunkt des Interesses und wir fahren in der heutigen 3. Adventsausgabe unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ fort, in Wort und Bild zu zeigen, was die Weihnachtsparade des „Heimatschutz“ in seinem großen Ausstellungssaal in Dresden am Altmarkt 4 alles bringt. Viele köstliche Dinge sind es, die unser Auge erfreuen und Zeugnis ablegen von dem Weihnachtsinn, der unseren Gebirglern innewohnt. Jetzt, wo die Arbeitslosigkeit durch alle Gassen in Dorf und Stadt zieht und uns schier die Freude an dem bevorstehenden Feste trüben will, da greift der Erzgebirgler erst recht zu seinem Schnitzmesser und bastelt an seiner Weihnachtsstippe. Er weiß es ganz genau, daß auch das Christkindlein in bitterer Not geboren ist. Deshalb kommt es auch zu uns, und wir Erzgebirgler bereiten Weihnachten vor mit all den Schnitzereien, die jetzt angefertigt u. überall auf den Markt gebracht werden. Wie es bei einem Schnitzabend im Erzgebirge zugeht, das weiß uns kein anderer besser zu erzählen als Dr. Sieber in Aue, der die erzgebirgische Holzschnitzerei in einem ausführlichen Bericht behandelt hat u. unter anderem erzählt, wie er einen Schnitzabend besuchte: Leicht Herbstregenschauer überfielen mich, als ich die steile Waldstraße nach der Höhe emporstieg. Im Buchenwald wurde das Regenrieseln immer dichter, so daß die silbergrauen Stämme schon von feinen Tropfenbahnen übersponnen waren. Bald



wurde es dunkel. Ich stapfte weiter und samm in meiner Wald-

den älteren schon recht runzlig, zeigen den nüchternen, leidenschaftslosen Blick, der unserm Erzgebirgstypus eigen ist. Als

einsamkeit nach, was ich wohl heute abend erleben würde. Denn der Besuch bei einem fremden Schnitzerverein kann sehr leicht große Enttäuschungen auf beiden Seiten bringen. Die Schnitzer, das wußte ich ja, sind Leute eigener Art; so knorrig und sperrig wie ihr Holz können sie sein. Nicht immer sind sie zugänglich und zutraulich, oft, besonders den Fremden oder dem sogenannten „Gruß'n“ gegenüber, zeigen sie sich verschlossen und unnahbar. Würde ich heute auf meine Kosten kommen? Würde der lange Weg sich lohnen? Die Höhe ist erklimmen. Langsam gehts talein dem Städtchen zu, dessen Lichter mir durch Waldkulissen entgegenblinken. Bald sind die ersten Häuser erreicht. Ein Mann, der mir aus dem Dunkel entgegentritt, weist mich zurecht, und schon steige ich die Haustürstufen eines niederen Erzgebirgshäusleins hinauf. Die Hausglocke schlägt an. Sogleich kommt mir hemdärmelig ein Mann entgegen, der mich freundlich begrüßt. Ich bin pünktlich und richtig zum

Schnitzabend eingetroffen. Schon sitzen in der warmen kleinen Stube etliche Männer verschiedenen Alters. Um sie herum fliegen die ersten Späne. Mit neugierigen Blicken — der Erzgebirger ist ja von Natur arg neugierig — die aber trotzdem die Würde der Zurückhaltung wahren, und mit gemütlichem Händedruck werd' ich willkommen. Ihre Namen klingen alle schlicht heimatisch. Ihre Gesichter, bei

Gast muß ich auf dem Sofa Platz nehmen, hinterm runden Tisch, über dem die elektrische Hängelampe schwebt. Von beiden Seiten geht das Gespräch langsam stockend vorwärts. Bald aber sind wir miteinander vertraut. Und schon fliegen Scherze und Gelächter, Schnitzergeschichten und Fragen der Heimatforschung hin und her. Einmal muß ich wieder aufstehen, um drüben in der guten Stube die kleine Ausstellung der Schnitzereien des Hausvaters zu betrachten. Allmählich kommen noch mehr Vereinsmitglieder, so daß der kleine Raum die vielen Menschen kaum fassen kann. Und nun gehts an ein Kritizieren, Beraten, Ueberlegen, Vergleichen. Einer zeigt seine neuen Schnitzmesser, der andere läßt das schöne Stück Holz bewundern, das die alte Linde am Kirchhof ihm jüngst spendete, indem sie beim Sturm einen morschen Ast abwarf. Dieser hat die Gestalt eines Hirschkes auf sein Holzstück vorgezeichnet und müht sich den ganzen Abend, das viele Holz, das zwischen den schlanken Beinen beseitigt werden muß, herauszugraben. Schweigt einmal das muntere, meist heitere Gespräch, dann hört man nur das eintönige Schaben und Graben der Messer und Werkzeuge. Jener sitzt vor seinem Bergmann, der im Grobschnitt gut aus dem Holz herausgeholt ist, und sinnt darüber nach, warum der rechte Arm, den er beweglich anpassen will, noch nicht ganz mit dem linken übereinstimmt. Ein dritter hat ein hölzernes Pferd in Arbeit. Er ist in großer Not, weil er an der Brust ein klein wenig Holz zu viel weggenommen hat, sodaß der Schritt des Tieres unrichtig wirkt.

Liebevoll nehmen sich die Nesteren und Geübteren der Neulinge an, beraten sie, zeigen ihnen an Bildern oder mit ein paar Bleistiftstrichen, ja an selbstgeschnitzten Stücken die Fehler. Aber auch an gutmütigem Spott mangelt es nicht, wenn einer seine Arbeit gar zu verkehrt angefangen hat. Seltsam berührt mich die stille, aber unbedingte Anerkennung für wirklich gute Leistungen, für die Schnitzer, die all den in fröhlichem Wettbewerbstrebenden Vorbildlich erscheinen. Wie man von Schnitzern aus anderen Orten mit Hochachtung und Bewunderung spricht wie man sich neben jenen anerkannten Meistern klein und bescheiden in den Hintergrund stellt, das wirkt um so wohltuender, als ich aus Kreisen großstädtischer Künstler eine gewisse Ueberheblichkeit und ein scharfes Urteilen über anwesende Künstler angewohnt bin. Hier bei unseren einfachen Holzschnitzern gilt das nicht. Der Tüchtigste, der die besten Schnitzereien macht, wird ehrlich angestaunt und bewundert.

Geraucht wird wenig. Hier oder dort glimmt eine kurze Pfeife. Aber meist sind die Männer so eifrig bei der Arbeit, daß sie an Rauchen gar nicht denken. Will doch auch der Mund plaudern! Ja, mancher vertieft sich so in ein Streitgespräch, oder erzählt so hingegeben seine Schnurren oder Krieasernerlebnisse, daß inzwischen die Hände mühsam im Schoß liegen bleiben. Etliche sind sehr still, und wenn sie reden, kommt ihre Erzählung so kantig und hart und unbeholfen heraus, wie ihre grobgeschnittenen Figuren.

Bald nehm' ich diese, bald jene Holzplastik in die Hand, muß mein Urteil abgeben, ob mirs gefällt, ob die Verhältnisse so richtig sind, oder lasse mir andeuten, was weiter aus einem noch wenig bearbeiteten Holzkloß werden soll. Jetzt bringt ein Spätergekommener aus seinem Kästchen ein paar fertige Figuren heraus, Vater, Mutter und Kind mit ihrem Holzwäglein, auf dem sie Reissig aus dem Walde geholt haben. Der Vater zieht, wiewohl lässig, denn's ist ein fauler Kerl. Die Mutter schiebt, ein rechtes Arbeitstier, und der „klane Gung“ hoakt oben drauf auf den Reissigbüscheln. Alle Schnitzer beugen sich auf den Tisch vor, auf dem der lustige Zug aufgebaut wird und lachen erst mal herzlich über den Einfall, dann über die Gesichter, die offenbar nach irgendwelchen lebenden Modellen im Orte geschnitzt sind, und machen endlich allerlei harmlose Scherze darüber, ob der Mann recht tue, seiner Frau die Hauptarbeit zu überlassen. Durch die Küchentür lugt bisweilen ein Frauen Gesicht, um zu sehen, was die Männer wieder zu lachen haben, aber heraus wagt sich das Weibsvolk nicht. Schnitzen ist eine Männerkunst, da dürfen die Frauen nicht dreinreden.

Schon ist's spät geworden. Ich habe noch einen langen Heimweg vor mir. Deshalb verlaß ich meine gemütliche Sofa-

ecke, klopfte die Späne ab, die zu mir herübergesprungen sind, und drückte all den gutmütigen Menschen die Hände. Glückauf! schallt mir nach. Der Hausvater bringt mich zur Tür und überzeugt sich, daß ich bei lindem Sternenschein meine Straße finde. Dann gehts durch die stille Nacht zur Höhe des langgestreckten Bergrückens, den ich überschreiten muß. Wie rein und kräftig ist die Luft hier oben! Ich atme tief. Mein Schritt hallt auf der harten Straße. Nur der Wald rauscht wunderfame Sagen. Heimatfreude packt mich. Diese Menschen, die ich eben verließ, die durch ihre heimatliche Kunst glücklich werden wie Kinder, sie gehören zusammen mit dem heiligen Sternhimmel, der würdigen Höhenluft, dem ersten Wald. Mein Erzgebirge, wahre deine Schönheit, pflege dein Volkstum, freu dich deiner Heimatkunst.

Nooch'n Feierohnd



De Weihnachtsstolln

Von Alppico.

Die schönste Zeit im oberen Erzgebirge ist und bleibt doch immer wieder die liebe Weihnachtszeit.

Schon wochenlang vorher herrscht daselbst in allen Häusern ein gar emsiges, fröhliches Leben und Treiben. Da wird geräumt, gescheuert, geklopft, gebastelt, ja, das Unterste zu oberst gefehrt, denn zu Weihnachten — das ist des Erzgebirglers Stolz — da muß alles doppelt sauber und festlich um ihn herum aussehen. Da werden geheimnisvolle Einkäufe getätigt, die aber sofort wieder in alle möglichen Verstecke verschwinden, und bei all diesem regen Schaffen und Wirken hört man von früh bis spät die traulichen, uralten Weihnachtslieder aus jugendfrischen Kehlen erschallen, daß es einem ganz feierlich ums Herz wird. — O du schöne, herrliche Vorweihnachtszeit!

Ist sie einem echten, treuen Erzgebirgler, in all seinem täglichen mühseligen Ringen um das liebe bißchen karge Leben, nicht die glücklichste Zeit im ganzen Jahre?

Ja, mag auch manches Kind dieser rauhen Berge schon viele Jahre lang gezwungen sein, fern der Heimat leben zu müssen, und sich mit diesem seinem Schicksal abgefunden zu haben glauben, so wird daselbe aber zur Weihnachtszeit in seiner Fremde doch immer wieder erfassen ein heißes Sehnen, ein tiefes Heimweh nach seinen heimatlichen, schneebedeckten Bergen, Wäldern und Fluren, nach seiner glücklichen Kindheit seliger Weihnachtspoesie. * * *

Im Dampfgußthaisel gings in d'r Weihnachtswoch zu wie in en Binneforb.

Kaum war d'r Gust vun seiner schwar'n Waldarbeit ehamm, kaum hatt'r e paar Bissen nunnergeshlunge, do nahm 'r aa schu sei Pfeis har, setzet sich nah an sen Weihnachtsberg un fing ah ze hammern, hubeln, feil'n un schnitzeln bis tief nei dr Nacht. Sei Alte, de Klementine, un 's Tienel, de sachzn-gahrige Mahd, krawantseten während dam im Haisel rim un hielt'n Generalraamachen.

Drei Tog viern Heilingohnd warn die Weibsen mit'n größten Raamachen ziemlich fertig wurn, judaß sich de Mutter genge Ohnd endlich über'n Stollntaag-Ahrichten machen kunnt, denn se wollt en annern Tgd viermittig schu zen Raschperbäck nunter's Dorf baden gieh.

Wie se übern schänsten Ahrichten war, merket se off aamol, daß se dach de grußen Rosning, en Hauptbestandaal ihrer

ganzen Baderei, vergassen hatt'. „Innu du Allmacht!“ Se ruft sie ihre Mahd un schidet die geleich z'n Kramerferdl nooch dare Zutat. Den Madl war dös e gesundens Frassen un e schiene Gelahngheit, sich emol e bissel vun dare olbern Drack-arbet drücken ze künne.

Se kam aa net geleich wieder, denn — wie ahm de gunge Maad aa schu sei — do gobs erscht emol hier e bissel ze mahrn und dort ewengl ze latschen Noocherts wieder stadet e ganz Trampele vun Maadn de Köpp zamm, bischberet und kicheret wie aaföllig, un ze guterlekt machet mei Mienel noch fix en Sprung nei ze ihrer Freindin, d'r Ziengbartlhann, die getod in Stall ben Melken war.

Wie se noochert endlich wieder d'rhamm landete, tat ihr Mutter zwar ewengl zahneln, doch ging in dan grußen Fiß, den se hatt, noch alles gelimpflich oh.

Als de Rosning nei en Taag gewalckt warn, wur d'r Misch nah ne Ufen schie warm gestellt, domit d'r Taag schie aufgieh söllt, un do 's inzwischen aa ganz schie speet wurm war, machet sich aans nooch'n annern auf gen „Bettlehem“ z'r wuhlverdienten Ruh.

En annern Tog trug de Klementine in d'r Dammering ihr Badzeig nunter z'n Kascherbäck un speet ohmds kunnst se ihre sechs wuhlgelungene, ze grußmachting Waden aufgangene Stolln, freidestrahend wieder ehammschleppen.

En Heilingohmd noochmittig — d'r Gust war ahm mit seiner „labanding Christgeburt“ fertig wur'n — kunnst 'rs aber d'r Sehnsucht nimme aushalten. 'r mannet ze seiner Alten: „Wachte Tienel, z'r Feier des Togs schneid'n m'r schu iße en Stolln z'n Kaffeetrinken ah, galle?“ Weil nu 's Maadl in ihrer Gelanglichkeit aa mit drim batteln tat, ließ sich de Klementine erwahna un seket su en prachting Weihnachtsstolln off'n Kaffeetisch.

Urndlich feierlich war's allen ze Mut, wie se dös herrlich duftende Gebäck ahshnieten, un ahdachtig bisßen se nei in ihr'n dicken Stückl.

Plözlich verzuhd d'r Gust ewengl sei Maul — lapperet e paarmol mit d'r Zung — sohd sich sen Stollenfiez genauer ah, popelet an aaner sitten grußen Rosning rim, roch drah, schüttelel mißbilligd sen Kopp un maanet drauf: „Pui Teifel nochemol! Was is dä dos? — Dos schmeckt un riecht doch scheißlich!“ Aber aa sei Fraa wolcheret su e ominöse Rosning in Maul rim un speiet se aber fix auf ihrer Untertass', wie se dos vun ihrn Mahd häret.

D'r Gust hatt' d'rweile noch meh sitte verdachtige Rosning aus'n Stolln rausgepöckl't un untersuchet nu de Sach genauer.

Off aamol krieget'r en firshruten Kopp un bleeket sei Fraa ah: „Pui Teifel! Wachte dä, wos dos sei? — Zienglorberle sei's un kaane Rosning! — Vun wann haste Dir dä den Mist aufhänge lassen, hä? Ahzeing war ich dos beschiffene Luder! — De Gusch haa ich'n tüchtig voll, den Sauhund, den drackit'n!“ Un als 'r häret, daß de Rosning 's Tienel vun Kramerferdl gehult hatt', wollt 'r ahm auffspringe un mit den Stolln z'r Tür nausfaken, als sei Maadl plözlich, rut wie Zinnober, überlaut ze heiln ahfing un d'rbei battelet: „Vater — ohgottgott — bleib när do! Es kah sei, doß ich do drah Schuld bie — huhuhuu — ich ho doch salbing Ohmd, wie ich bei d'r Ziengbartlhann in Stall war, dort emol die Rosningtüt wagagehaa — un — huhuhuu — do kah's doch sei, daß ich kein Reiklaubn e paar sitte Zienglorberle mit d'rwischt ho — huhuhuu!“

D'r Gust dacht', 's müht'n d'r Schlag treffen, wie 'r dos häret — un wär ne sei Alte net geleich nei in de Arm gefallen, sudoß 's Mienel geschwind ausreißen kunnst, ich gelaab, ar hätt die verschandelten Weihnachtsstolln alle mitenanner dare nischtnüging Mahd aanzeln im ne Kopp rim gepaffert.

Weil nu aber Weihnacht'n war, sei Fraa ihn bittelet un battelet, un aa 's Heilingohmdessen — dös aus neinerlaa bestand — esu gut schmecket, ließ sich d'r Gust nooch un nooch beruhing. Es log'n ja selber viel drah, doß vun dare ugelid-

ling Geschiht nisch't unter de Leit kam, denn die Schand un dos Geuz in ganzen Dorf hätt 'r net überlabt. Als ne sein Tienel gar noch en erschten Feiertog frieh e mächtige Pfann Hefenklus, den se geleich noch in d'r Nacht haamlisch gebaden hatt', vierseket, do war sei Zorn vullend verraacht.

En sitten Zienglorberlestolln aber hatt 's Tienel en Churgung ben Weihnachts-Stroßensinge ohmds nei in ihrn Battelsack gestekt, in dan aa schu annere Geschenkstolln lohng. En annern wieder hat d'r Gust mit z'r Verlusung in sen Gesangverein mitgenomme un — do aa Ugelid salten allaa kimmt — aa selber off seiner Nummer wiedergewunne. Speeter aber, wu's schu e bissel „huch“ harging, hatt 'r sen Gewinn wieder grußmütig sen Sangesbrüdern zen besten gahm, un die ham sich den Zienglorberlestolln aa in ihrer bettschwarn Verfassung ganz gut schmecken lassen.

Die übring Stolln ham aber de Lamplegustleit nei ins Saufutter getah, do ne e annere Verwendung doch ze riskant dünkei, wumit aa 's Tienel recht zefrieden war, denn die labet bisher immer noch in d'r Angst, daß doch vun dare ganzen Geschiht ewos rauskumme un sie noochert sicher f'r ihr ganzes Bahm lang ne Spizname „s Zienglorberletienel“ abgehängt krieng künnt.

Knecht Ruprecht



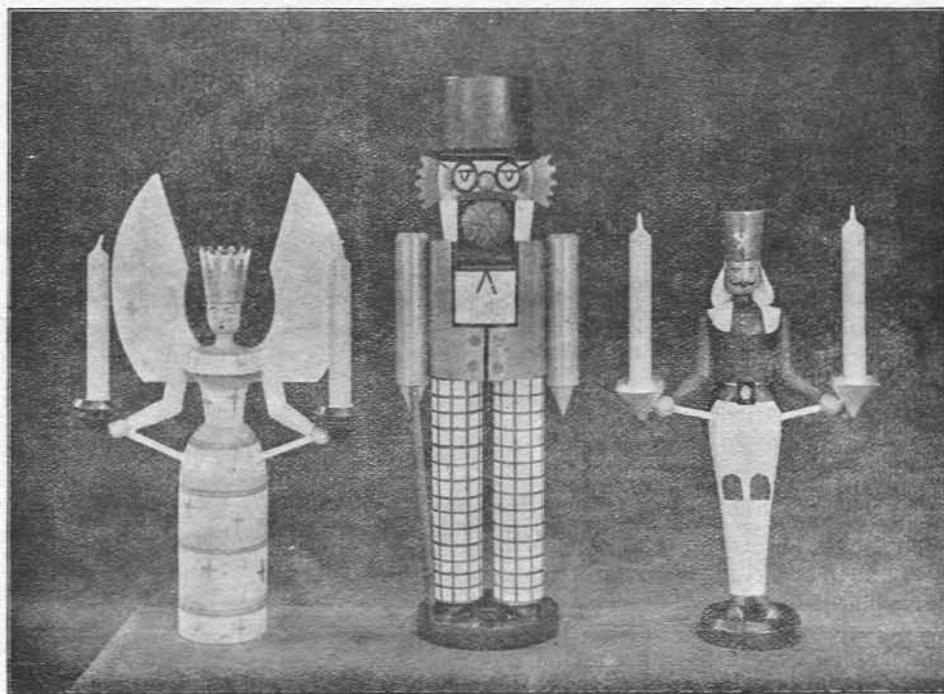
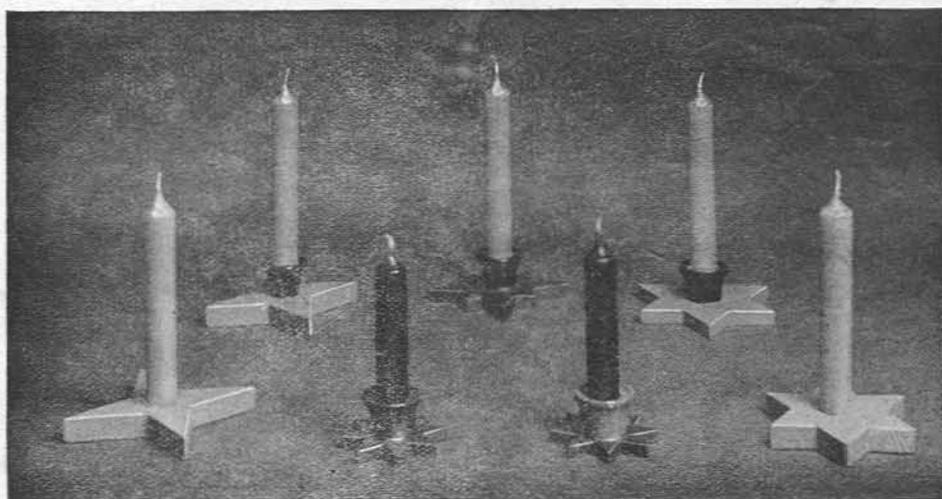
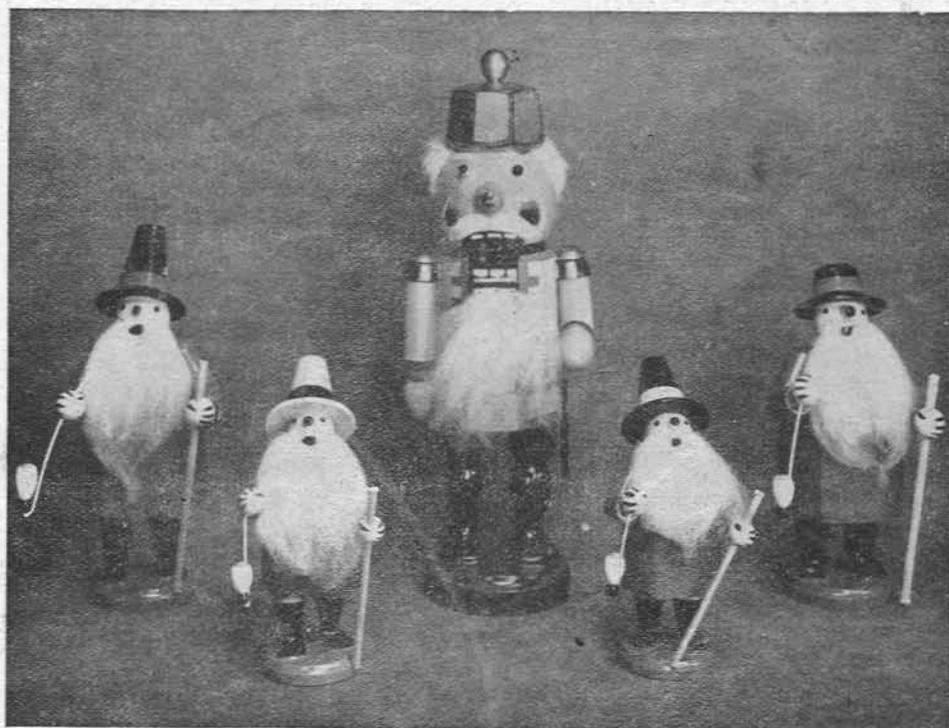
(Zum Lernen für solche, die als Ruprecht umgehen wollen.)

Glück auf! — Das Christfest naht heran;
drum kommt herein der Weihnachtsmann,
besucht das große — das kleine Kind,
fragt, ob sie brav gewesen sind,
niemals sich zanken — und nicht schrei'n,
das Kleid — die Schürze halten rein.
Ob sie die Wahrheit nie verdreh'n,
hübsch beten, wenn sie zu Bette geh'n.

Nun muß ich „hörchen“! — — Wer was kann,
der sage jetzt sein Verschen an! —
Wer faul und träge ist gewesen,
für den hab' ich den „Rutenbesen“!
(droht mit der Besenrute)
Hab' auch den Sack — der ist hübsch voll,
(nimmt den Sack vom Rücken, schüttelt ihn)
fragt sich nur, wem ich's schenken soll. — —
Drum tretet jetzt zum Weihnachtsmann
und sagt mir euer Sprüchlein an!
(er überhört die kleinen Gedichte)

Ei, das war gut! — — Auch dein's war fein! — —
Ein bißchen kurz — bist noch so klein!
(nachdem er die Kinder beschenkt hat)
Ich glaub', ich bin die Reih' herum,
will schauen, daß ich weiter kumm'. —
Ihr kamt mir recht hübsch fleißig vor;
nun geh' ich nauf ans Himmelstor
und meld' dem „Christkind“ alles fein. — —
Zu Weihnacht kommt es zu euch 'rein!
Glück auf! — Glück auf!

Bernh. Brückner, Leipzig.



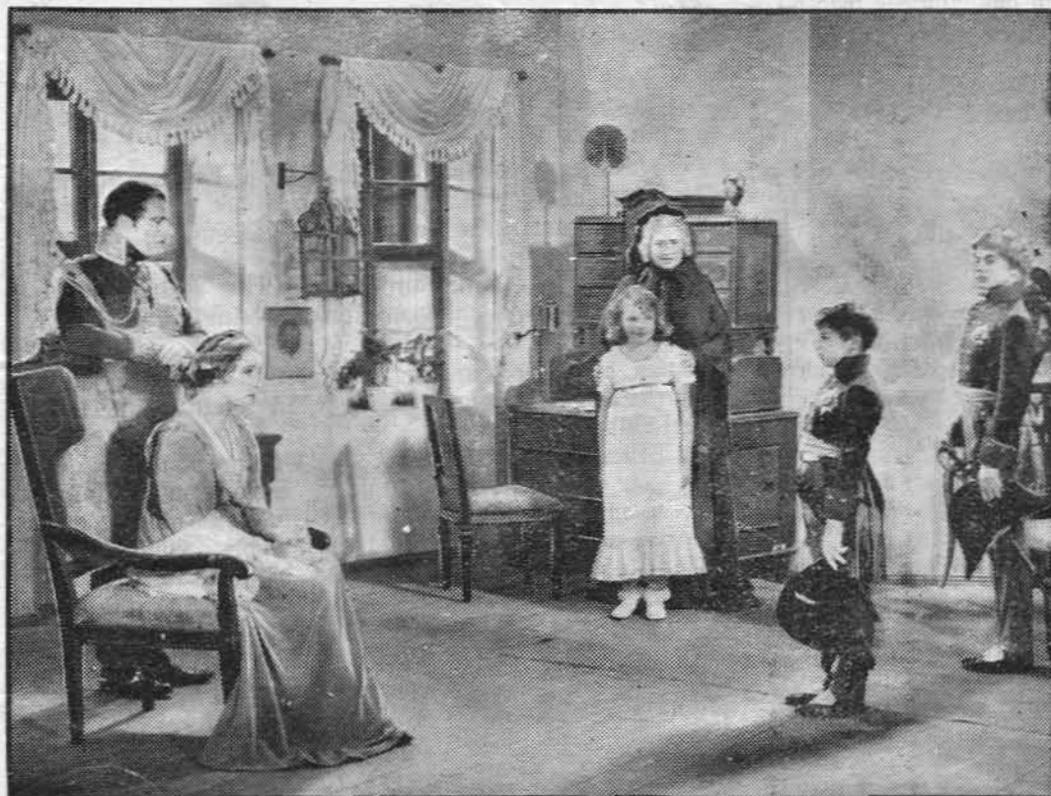
(Diese 3 Bilder gehören zum Artikel der 1. Seite.)



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 50. — Sonntag (3. Advent), den 13. Dezember 1931.

Bilder aus aller Welt.



Das Leben der Königin Luise im Tonfilm.

Königin Luise (Henny Porten) und Friedrich Wilhelm III. (Gustav Gründgens) in Schloß Barch. Von rechts Prinz Wilhelm, der sich seinen Eltern als jüngster Gardeleutnant vorstellt und sein Bruder Friedrich Wilhelm.



Die bekannte spanische Tänzerin La Argentina erhielt den ersten Orden der spanischen Republik.

Zum 140. Todestags Mozarts in Wien.

Der österreichische Bundespräsident Miklas hielt am 4. Dez. vor dem Stephansdom die Gedenkrede. Von rechts nach links: Kardinal Piffl, Erzbischof von Wien; Bundeskanzler Dr. Schober und Minister Inniger nahmen an der Feier teil.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman von Otfried von Hanstein.

(4. Fortsetzung.)

„Das kam mir so vor,“ antwortete der Instmann. „Auch die Stimme.“

„Also, Sie glauben?“

„Ich war doch der erste oben. Ich habe über die Balkonbrüstung gesehen und da glaubte ich wirklich. Aber ich muß mich geirrt haben. Wenn es der Herr Inspektor gewesen wäre, dann hätte er doch das Feuer nicht angesteckt und wäre auch nicht geflohen.“

„Danke.“

Der Kriminalrat ging wieder fort. Dachte nach. Jedenfalls hatte dieser Mann der Aussage des Mädchens nicht widersprochen. — — —

Käte, die alte Köchin des Pfarrers, stand unter den Weibern. Sie hatte eben eine Flasche Wein in das Zimmer tragen wollen, als sie Wendeborn laut schreien hörte, Schellhorn habe sein Kind geschändet. Sie hatte sich eilig wieder davongemacht, aber jetzt flog wieder ein Raunen unter den Weibern umher. „Wer hätte das von dem Fräulein gedacht!“

Günter Schellhorn saß im Privatkontor des Reeders Magnussen auf der Langen Brücke in Danzig dem alten Herrn gegenüber. Er hatte ihn gleich in der Frühe aufgesucht und ihm alles offen erzählt.

„Sie wissen, Günter, ich habe damals meine Hand über Sie gehalten. Ich glaube Ihnen. Ich habe erst vor vier Wochen mit Herrn Wendeborn gesprochen. Er war sehr zufrieden mit Ihnen. Ich habe Sie auch durch andere beobachten lassen. Ich hatte ja eine gewisse Verantwortung, da er Sie trotz der dummen Geschichte von früher aufgenommen hat.“

„Ich habe Ihnen nie Unehre gemacht.“

„Was Sie gestern getan haben, war übereilt. Ich verstehe. Ich kann mich in Ihre Gefühle versetzen. Nun sehen Sie mich einmal an. Was Sie mir sagten, ist volle Wahrheit?“

„Volle Wahrheit.“

„Ich glaube Ihnen. Wer in der Jugend mal einen dummen Streich gemacht, ist darum kein Verbrecher. Immerhin, Ihre Lage ist sehr ernst. Sie hätten unter keinen Umständen fliehen dürfen. Hat Sie das Fräulein erkannt?“

„Sie war fast immer ohnmächtig, aber einmal hat sie meinen Namen genannt. Ich denke, sie hat mich erkannt.“

„Und dann?“

„Sie war ohnmächtig, als ich sie den Männern gab.“

„Also möglich, daß sie jetzt selbst nicht weiß, wer sie gerettet hat. Lieber Schellhorn, warum sind Sie geflohen?“

„Weil auch meine Nerven zusammenbrachen. Ich war nicht mehr fähig, zu überlegen.“

„Ist auch unnütz, über geschene Dinge zu reden. Sie sind geflohen. Es sind schwere Indizien, die gegen Sie sprechen. Sie waren noch auf dem Hof, als das Feuer ausbrach. Sie haben sich um nichts gekümmert und sind dann geflohen. Es ist ja sehr möglich, daß auch jetzt kein Mensch ahnt, daß Sie das Fräulein gerettet haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß noch heute von Deutschland aus alle Häfen, und natürlich ganz besonders Danzig, benachrichtigt werden. Weil es sich um ein so schweres Verbrechen handelt, ist es wahrscheinlich, daß Sie verhaftet und hier gefangen gehalten werden, bis über eine Auslieferung entschieden wird.“

„Herr Senator?“

„Das müssen Sie doch einsehen.“

Schellhorn stand auf.

„Dann ist es wohl am besten, ich kehre zurück und stelle mich freiwillig?“

„Das wäre auch zwecklos. Nach dem, was auf dem Gute geschehen, könnten Sie dort nicht mehr bleiben, selbst wenn Ihre Unschuld erwiesen ist. Ich glaube auch nicht, daß Sie eine andere Stelle finden würden. Es hat sich doch nun herumgesprochen,

was auf Ihnen ruht und zudem — einen Mann, der, wenn auch unschuldig, unter dem Verdacht einer solchen Tat stand, auf dem ruht trotz allem ein Makel, wenn es nicht, was wir hoffen, der Polizei gelingt, den rechten Täter zu finden.“

Der Senator überlegte. Er hatte immer wieder den jungen Mann, der ihm gegenüber saß, prüfend beobachtet. Er war Menschenkenner genug, um zu fühlen, daß dieser ein Unglücklicher, aber kein Verbrecher war.

„Gut. In einer Stunde geht mein Schiff „Ariadne“ mit einer Ladung nach Brasilien in See. Ich gebe Ihnen einen Brief. Haben Sie Geld?“

„Etwas über achthundert Mark.“

„Immerhin etwas. Ich gebe Ihnen noch einen Brief an einen Geschäftsfreund in Rio de Janeiro, der wiederum Verbindungen nach dem Norden hat. Landwirte, die sich vor keiner Arbeit scheuen, werden drüben gebraucht.“

Der Dampfer legt vor Rio nicht an, und wenn Sie vorläufig hier noch nicht gesucht werden, werden Sie ausreisen können. Haben Sie einen Paß?“

„Hier.“

„Ich werde mit Ihnen zum brasilianischen Konsul fahren. Er wird Ihnen das nötige Visum geben. Wollen Sie?“

„Ich sehe ein, daß es das einzig Richtige ist und danke Ihnen von ganzem Herzen.“

„Danken Sie mir damit, daß ich nicht zu bereuen brauche, wenn ich Ihnen auch jetzt noch vertraue. Ich habe nicht vergessen, daß Ihr toter Vater mein Freund war und daß ich ihm viel verdanke.“

Der Senator war kein Mann von Worten. Eine Viertelstunde später waren sie auf dem Konsulat, eine halbe Stunde darauf an Bord der „Ariadne“.

„Räpften, dieser Herr reist in meinem Auftrag als Passagier mit. Nun, Schellhorn, zeigen Sie, daß Sie wirklich ein Mann sind. Auf Wiedersehen.“

Der Senator nickte ihm kurz zu, Günter stand wie im Traum. War froh und traurig zugleich. Schon kam die Polizei — Paßrevision — der Senator stand beobachtend abseits, aber die Beamten wußten augenscheinlich nicht nichts. Günter faßte einen Entschluß, rannte in die Kabine, die man ihm gezeigt hatte, schrieb schnell ein paar Worte auf einen Zettel und eilte wieder an Deck, traf den Senator noch, als er im Begriff stand, zu gehen.

„Herr Senator?“

„Nun?“

„Noch eine Bitte. Nehmen Sie diesen Zettel, lesen Sie ihn und senden Sie ihn, wenn Sie einverstanden sind, an Fräulein Wendeborn.“

„Ich werde ihn lesen.“

Das dritte Signal der Sirene ertönte. Das Polizeiboot nahm den Senator mit an das Ufer, denn das Schiff schwamm bereits frei im Hafen von Neufahrwasser, dem Seehafen Danzigs, jetzt setzte die Schraube ein. Günter Schellhorn stand mit großen, leeren Augen an Bord und sah langsam die ehrwürdigen Türme der alten Hansestadt in den Wellen der Ostsee verschwinden.

Senator Magnussen war wieder in seinem Kontor. Er überlegte. War Günter Schellhorn ein Verbrecher? Nein! In jedem Fall hatte er richtig gehandelt. Es dauerte mindestens drei Wochen, bis der kleine Frachtdampfer Rio erreichte. War Schellhorn, wie er hoffte, unschuldig, dann war auch das jedenfalls in diesen Wochen erwiesen, und wenn nicht — das Schiff konnte er in diesen Wochen nicht verlassen — er war bei der Landung in der Hand der Behörde. In keinem Fall hatte der Senator etwas Unrechtes getan. Jetzt fiel ihm der Brief ein. Ein einfacher Zettel, mit Bleistift geschrieben.

„Liebe Grete! Verzeihe, wenn ich noch einmal — zum letzten Male — so zu Dir spreche. Ich habe großes Unrecht getan, durch die Art, wie ich dich kränkte. Ich durfte es gutmachen, dadurch, daß ich Dein Leben retten konnte. Ich sage es gewiß nicht, um damit zu prahlen — es ist die Beruhigung meines eigenen Gewissens. Ich reise heute nach

Rio und werde aus Deinem Leben schwinden. Nur eines muß ich Dir sagen in dieser Stunde: Ich flehe Dich an, was auch die Menschen Dir sagen: Mit dem furchtbaren Unglück des Brandes habe ich nichts zu tun. Meine Hand ist rein. Ich sah das Feuer, als ich in der Nacht abreißen wollte und hatte nur den Gedanken an Dich und Deine Rettung. Lebe wohl. Werde glücklich. Ich bin ein gezeichneter Mensch. Es war vermessend für mich, an ein Glück zu glauben. Denke an mich ohne Groll. Denke, daß ich Dich immer lieb haben und nie vergessen werde. Ich weiß nicht, was ich schreibe, weiß nur, daß ich Dich liebe und Dich für immer verlor. Lebe wohl!

Günter.“

Der Senator nickte. So schrieb kein Verbrecher. Er steckte den Brief in einen Umschlag und schickte ihn ab.

Armes Mädchen und — — Nein, wenn Schellhorn die Wahrheit sprach, hatte Wendeborn unrecht gehandelt. Nach seiner Meinung handelte dieser Günter Schellhorn, wie es einem Manne zukam.

Es war Abend geworden. Grete hatte fast den ganzen Tag über in einem Zustand der völligen Teilnahmslosigkeit an jenem Fenster gesessen, hatte nur auf dringendes Zureden des Pfarrers ein paar Bissen zu sich genommen und zuckte jedesmal zusammen, wenn sie den Schritt eines Menschen oder die Türflügel vernahm. Sie zitterte vor dem Gedanken, der Kriminalrat könne zurückkommen und den Eid von ihr verlangen. Den Eid, den sie nicht leisten konnte und den sie leisten mußte, wenn nicht alles vergebens war.

Auch hatte sie den ganzen Tag, gleichfalls vergebens, gehofft, ihren Vater, ihren immer so gütigen Vater nach ihr rufen zu hören. Hatte immer sein entstelltes Gesicht vor ihren Augen, hörte immer wieder das kühl Abweisende, als er sie von sich schickte.

Gegen Abend kam der Pfarrer. Er hatte noch etwas Weiches in seiner Stimme als sonst, schien auf das tiefste bewegt.

„Komm zu deinem Vater, Grete.“

„Er verlangt nach mir?“

„Ich denke. Sei stark, mein Kind. Es geht deinem Vater sehr schlecht.“

„Herr Pfarrer?“

„Es ist eingetreten, was ich seit gestern abend befürchtete. Sein krankes Herz hat den Aufregungen dieses Tages nicht standgehalten.“

„Er stirbt?“

Sie sah ihn mit entsetzten Augen an.

„Wir stehen alle in Gottes Hand.“

Sie senkte den Kopf, dann duldete sie wortlos, daß der alte Mann ihren Arm ergriff und sie langsam in ein anderes Zimmer — das Schlafzimmer des Pfarrers — hinüberleitete. Sie wußte nichts von den Herzkämpfen, an denen Wendeborn an diesem Tage gelitten. Jetzt lag er in dem Bett des Pfarrers, dieser einfachen Bettstelle, über der an der weißgetünchten Wand das große Kreuz mit der Gestalt des Heilandes hing.

Es war feierlich still in diesem Gemach. Wendeborn lag mit geschlossenen Augen, neben ihm saß der Arzt und hielt seine Hand.

Grete wollte laut aufschluchzen, aber der Arzt legte den Finger auf seinen Mund.

„Nicht erschweren! Nicht erschweren!“

Still in sich hineinweinend sank Grete neben dem Bett in die Knie und drückte den Kopf in ihre Hände, die sie auf die Bettdecke gelegt hatte. Sie wagte kaum zu atmen, sie schluckte ihre Tränen hinunter. Dann fühlte sie etwas auf ihrem Haupt. Wendeborn hatte seine Hand auf ihren Scheitel gelegt. Sie hätte etwas darum gegeben, ihm in die Augen sehen zu können, aber sie wagte keine Bewegung, um nicht diese liebe Hand von ihrem Haupt zu verschrecken.

Lange war alles still. Nur das leise Ticken der Wanduhr unterbrach die Ruhe und sie glaubte, daß diese Hand auf ihrem Scheitel schwerer und schwerer wurde.

Leise trat der Arzt heran, nahm Wendeborns Hand fort und der Pfarrer beugte sich über Grete.

„Es ist zu Ende!“

Sie fuhr auf, hatte irre Augen.

„Vater ist tot?“

„Der Herr schenke ihm den Frieden.“

Der Arzt hatte die Vorhänge von dem Fenster gezogen. Der letzte Strahl der Abendsonne drang in das Zimmer. Grete sah jetzt erst das Gesicht des Vaters. Es war friedlich und still. Ohne Kampf war er hinübergewandert, ein leises Lächeln lag um seine Lippen.

Sie weinte laut auf, ihr ganzer Körper wurde von wildem Schluchzen erschüttert. Sie warf sich wieder vor dem Bett nieder.

„Vater! Vater!“

„Weine, Kind, das ist das Recht des Schmerzes. Weine, aber störe den Heimgang nicht durch Unbeherrschtheit!“

Eine Stunde später. Feierlich still war es im ganzen Hause. Still draußen auf der Brandstätte. In Gruppen standen die Instleute zusammen und dachten an ihren toten Herrn.

Im Zimmer des Pfarrers saß Grete dem alten Mann gegenüber. Sie hatte ihre Tränen verloren, sie hatte etwas Starres, Erstorbenes in ihren Augen.

Der alte Mann redete ihr zu:

„Ich sah es seit langem kommen. Er war kränker, als er selbst wußte. Ich glaube auch nicht, daß das Bad ihm noch Heilung gebracht hätte. Und nun dieser Brand, diese Erregung —“

Grete sah auf, sah dem Pfarrer fest ins Gesicht.

„Sagen Sie mir ein Einziges. Nicht wahr, ich habe ihn getötet? Ich habe ihm den letzten Schlag gegeben?“

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Wer kennt die Wege Gottes? Du mußtest wohl so sprechen, wie du getan. Wir wollen jetzt darüber nicht rechten, was du in dieser Nacht getan. Wir alle sind schwache Menschen. Wer die Wahrheit bekennt, dem soll das Bekenntnis nicht angerechnet werden als Sünde.“

Sie hätte laut aufschreien mögen in furchtbarer Qual. Die Wahrheit! Es war ja gar nicht die Wahrheit! Sie sah in die gütigen Augen dieses weltfremden alten Mannes. Konnte sie jetzt? Konnte sie ihm gestehen?

Draußen waren Stimmen. Die Magd trat ein.

„Einen Augenblick, Herr Pfarrer!“

Hildebrand ging hinaus. Grete blieb allein. Allein in ihrer Verzweiflung. Sie hatte ihren Vater getötet! Und wenn es ihr niemand sagte. Sie fühlte, alles hatte er überstanden — der letzte Zornanfall über ihre Schande hatte ihn niedergeschlagen. Ihre Schande, die gar nicht vorhanden! Sie hatte Günter Schellhorn vielleicht vom Verdachte befreit. Sie hatte aber damit ihren Vater getötet!

Der Pfarrer trat wieder ein.

„Kind, ich habe dir in dieser traurigen Stunde wenigstens etwas Gutes zu berichten.“

„Mir etwas Gutes?“

„Der Kriminalrat war da.“

Sie zuckte erschreckt zusammen, aber Hildebrand sah es nicht.

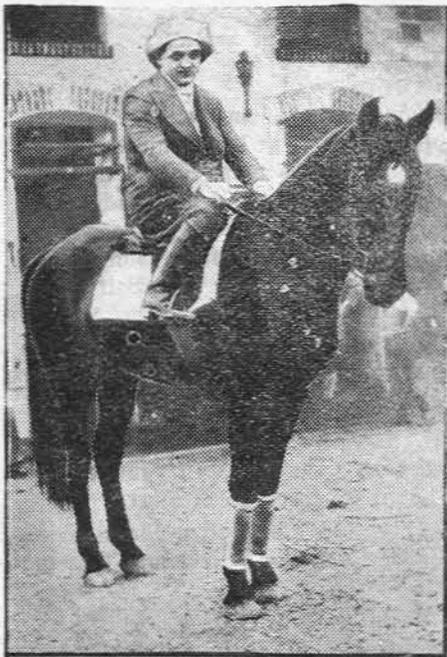
„Auf dein Geständnis hin hat die Polizei die ganze Brandstätte genau untersucht. Unter den Trümmern der Scheune, noch eine Petroleumfanne in der Hand, wurde der zerstückelte Körper eines Landstreichers gefunden, der gestern aus dem Dorfgewahrsam entlassen wurde. Dein Vater hatte ihn selbst dem Gendarmen übergeben.“

Grete sah ihn mit leeren Augen an, empfand nicht einmal Freude.

„Es ist also bewiesen, daß Günter Schellhorn an jenem Brande unschuldig war.“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Sie schrie laut auf. Jetzt war ihre Kraft zu Ende. In Weinkrämpfen wand sie sich auf dem Sofa.

Bilder aus aller Welt



Vom Bogweltmeister zum Jockey- lehrling.

Vor kurzem verlor der einst vielversprechende Bogweltmeister im Fliegen-gewicht, Genaro, seinen Titel an den Franzosen Perez. Die Niederlage wurde für ihn in doppeltem Sinne entscheidend. Er entschloß sich, seine Bogerkarriere aufzugeben und es statt zwischen den Seilen auf dem grünen Rasen zu versuchen. Unser Bild zeigt Genaro bei seiner ersten Reitstunde in Chantilly (Frankreich).

Italiens jüngstes Kriegsschiff.

Der neue italienische Kreuzer „Pola“ lief, wie gemeldet, in Livorno vom Stapel. Unser Bild oben rechts zeigt den Augenblick des Stapellaufs.

Es wird weiter zum Luftkrieg gerüstet.

In der Luftflotte der U.S.A. ist eine neue Art von Kampfflugzeugen eingeführt worden. Es handelt sich um eine Maschine, die zu Angriffen gegen die Infanterie bestimmt ist, eine Geschwindigkeit von 300 Klm. entwickeln kann und mit Bombenabwurfapparaten kleineren Kalibers und 6 Maschinengewehren ausgerüstet ist. (Siehe zweites Bild rechts.)

Zollflugzeuge gegen den Alkoholsmuggel auf der Ostsee.

Der Spritsmuggel von Dänemark nach Deutschland quer über die Ostsee hat in der letzten Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß die Zollbehörde ein Spezialflugzeug in Dienst stellen mußte, das dauernd die Meeresoberfläche nach verdächtigen Fahrzeugen absucht. Wenn ein solches Schiff gesichtet wird, geht die Maschine auf das Wasser nieder (siehe erstes Bild), und die Zollbeamten nehmen eine sofortige Durchsichtung vor. Allerdings sind die Schmuggler ihrerseits vor dem Flugzeug auf der Hut und pflegen beim Nahen der Maschine die Blechgefäße mit Alkohol, die an einer Schimmboje befestigt sind, ins Meer zu versenken (siehe zweites Bild). Erst wenn sie sich un beobachtet glauben, nehmen sie die Kontrebande wieder an Bord.

